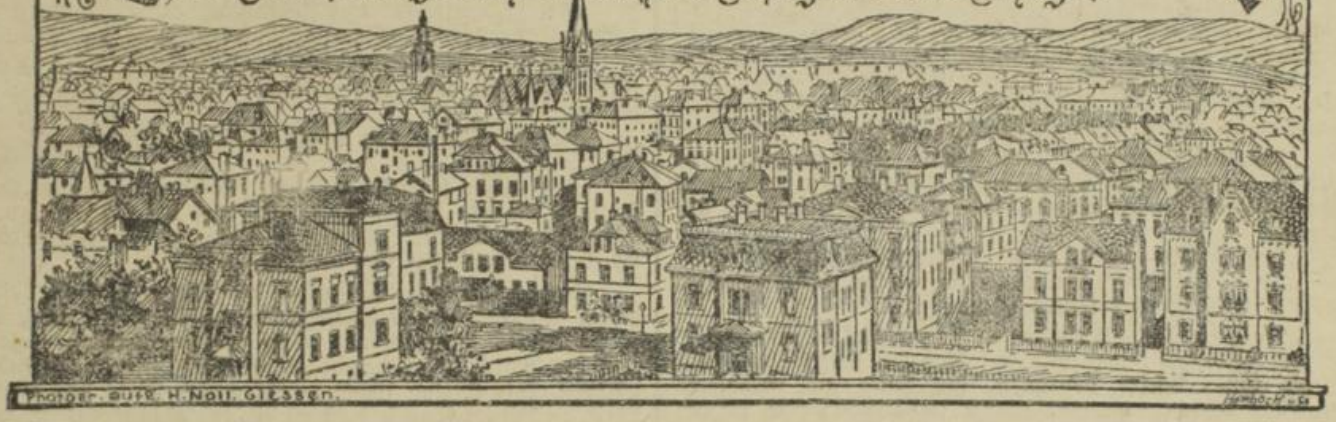
1914 — Nr. 7 Mittwoch, den 14. Januar

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nachdenklich hörte Strachwitz zu. „Hm," meinte er dann, „klingt eigentlich sehr romantisch — Mutter russische Fürstin usw.! Haben Sie sich auch genau erkundigt, ob alles stimmt?"

„Strachwitz!" brauste Wolf da auf, „müssen Sie denn immer Zweifel in das holde Mädchen setzen? Ich weiß nicht, was ich denken soll!"

„Das Richtige, lieber Freund! Ich meine es nur gut! Denken Sie aber nicht, daß ich eifersüchtig bin auf Ihren Erfolg. Bewahre! Bin sehr stark engagiert, wenn auch nicht in solcher Weise wie Sie — ich liebe das Reelle — bin nicht für Mondscheinnächte und dergleichen Zauber — habe aber dafür die Augen offen und sehe die Dinge an, wie sie sind! — Sie wollen doch wohl das Mädel heiraten — da darf man sich nicht allein von der Liebe beherrschen lassen, da muß man vor allem den Verstand zu Rate ziehen, und das tun Sie nicht!"

„Ich glaube meiner Mary —"

„Sollen Sie auch! Ist ganz gut und schön; genügt aber nicht! Prüfen, prüfen und überlegen — nicht blindlings zutappen! — Na, für heute genug! mit verliebten Leuten ist nicht viel zu reden! — — Im übrigen gebe ich Ihnen aber den guten Rat, Ihre alten Bekannten, guten Freunde und getreue Nachbarn nicht zu vergessen — in Ihrem Interesse, lieber Wolfsburg! A propos! — Die schöne Ella fragt oft nach Ihnen; es ist nicht gut, die Familie zu vernachlässigen; wer weiß, ob man die Leute nicht mal nötig hat! Deshalb braucht noch niemand zu ahnen, daß Sie von zarten Banden gefesselt sind! — — Noch eins, heute abend geruht der Alte ins Kasino zu kommen, keiner fehle! nur damit Sie es wissen! Na, Servus endlich!" Damit ging er.

Halb geärgert, halb gerührt hatte Wolf ihm zugehört. „'s ist doch ein guter Kerl," dachte er dann. Nun mußte er Mary abschreiben, denn er konnte den Abend nicht anderswo zubringen, wenn der Alte sich sehen ließ, dessen Bevorzugter er sogar war! — Nachdem der Brief befördert war, — Mary fand ihn am Abend, wenn sie aus dem Geschäft kam, sicher vor — schlenderte er langsam nach der Promenade. Dort begegnete ihm Gabriele Ulrich, sehr elegant und vornehm gekleidet. Er dachte an den Rat seines Freundes und blieb stehen, sie zu begrüßen. Sie war eine auffallende Erscheinung, für ihre einundzwanzig Jahre fast zu üppig; das helle blonde Haar paßte gut zu der frischen, rosigen, gesunden Gesichtsfarbe. Ihre Augen, von einem hellen Blaugrau, hatten einen eigentümlich kalten, nüchternen Blick, der gar nicht so recht zu dem etwas phlegmatischen Aussehen paßte. Fräulein Ulrich war das, was man gemeinhin ein hübsches Mädchen nennt — ohne jede besondere Eigenart. Für Wolf hatte sie etwas direkt Abstoßendes — warum, wußte er selbst nicht; vielleicht, weil sie ihm gar zu deutlich ihr Wohlgefallen zeigte, was ihn sehr unangenehm berührte.

„Sie lassen sich auch gar zu selten sehen, Herr von Wolfsburg," sagte sie eben schmollend; „ich bin eigentlich recht böse auf Sie!"

„Da bin ich untröstlich, mein gnädiges Fräulein!"

„Das glaube ich gar nicht — Sie hatten es ja gar nicht gemerkt, daß ich schon auf dem letzten Kasinovergnügen Ihnen gram war — hat Herr v. Strachwitz, bei dem ich mich über Sie beklagt, Ihnen nichts erzählt?"

„Strachwitz? ja, ja, allerdings," entgegnete Wolf; er hatte keine Ahnung, um was es sich handelte, es war ihm auch gleichgültig, nur nicht die Zeit versäumen, Mary zu begegnen. Aber er kam nicht von ihr los; Gabriele hielt ihn im Gespräch fest; denn sie war ja viel zu stolz darauf, den schönen Wolfsburg an ihrer Seite zu sehen, als daß sie ihn so schnell wieder freigegeben hätte, deshalb bat sie ihn, sie noch ein Stück des Weges zu geleiten, „die Herren haben doch vor Tisch nichts Wichtiges zu erledigen?" Wohl oder übel mußte er mit, und sie suchte ihn lebhaft zu unterhalten.

„Papa hat mir gestern ein neues Reitpferd gekauft — einen Rappen — meine Lisa gefiel mir nicht mehr; ich habe sie verkauft, Frau von Mühlen bat mich darum."

„Ist Ihnen die Trennung nicht schwer geworden? Lisa war ein gutes, frommes Tier! Erzählten Sie mir nicht mal, daß die Dame ihre Tiere nicht sonderlich gut behandelt?"

„Nun ja, wenn sie ihre Nervenanfälle hat, ist es ihr gleich, was oder wen sie schlägt. Ihr Mädchen kann davon erzählen. Wie hat sie einmal ihr Schoßhündchen geprügelt! Das Tierchen ist daran gestorben."

„Tut Ihnen Ihre sanfte Lisa dann nicht leid, wenn sie in solche Behandlung kommt?"

„Sie tun ja gerade, als wenn es sich um einen Menschen handelte, Herr von Wolfsburg! Ein Tier, ich bitte Sie, was ist ein Tier! Ach ja, waren Sie neulich auch im Zirkus, Herr Leutnant, als der Drahtseilkünstler stürzte? Herr von Holbach erzählte es mir; er war zugegen! — Schade, gerade an dem Abend war ich verhindert! Ich hätte es gern gesehen; so etwas bringt doch Abwechslung und geht einem auf die Nerven!"

„Fräulein Ulrich, der Mann hinterläßt eine Frau und fünf kleine Kinder — was soll da aus der Familie werden?" entgegnete Wolf sehr nachdrücklich. Sie zuckte die Achseln. „Ja, warum heiratet er und hat Familie? Solche Leute brauchen das nicht! Warum ist er Drahtseilkünstler! Da muß eben stets mit einem Unfall gerechnet werden. Er konnte ja Handwerker oder sonst etwas Reelles werden! Papa hat der Frau 300 Mark geschickt — das war nicht nötig; die Frau kann arbeiten!"

Wolf war empört über diese Herzlosigkeit; am liebsten hätte er ihr seine Meinung gesagt; aber er schwieg. Verstohlen sah er sie von der Seite an: augenscheinlich war sie sich gar nicht des Eindrucks ihrer Worte bewußt. Das war doch so selbstverständlich. — Nachlässig ließ sie das elegante Foulardkleid durch den Staub schleifen, das wohl mehr als 300 Mark gekostet hatte, — da tat ihr das Geld nicht leid! aber es für arme Leute auszugeben, war es zu schade — da hatte man ja nichts dafür!

„Hoffentlich werden Sie Papa mit mir begrüßen! Ich versprach ihm, ihn abzuholen! Er würde sich freuen, weil er Sie so gern hat," bat sie mit einem koketten Augenaufschlag.

„Sehr schmeichelhaft, mein gnädiges Fräulein! Muß aber leider auf das Vergnügen verzichten, Ihren Herrn Vater zu begrüßen, da es mir heute tatsächlich an Zeit fehlt."

„Ach, das sagen die Herren immer — um eine Ausrede sind sie nie verlegen," schmollte sie. „Wissen Sie auch, Herr von Wolfsburg, daß Leutnant Brenner sehr eifersüchtig auf Sie ist?"

„Auf mich — inwiefern?" fragte Wolf erstaunt.

„Ja — er meinte, ich vernachlässige ihn — Ihretwegen zu sehr, und Sie verdienten es gar nicht!"

„Mein gnädiges Fräulein — in der Tat — ich weiß — zu viel Ehre." Er war wie auf Nadeln; jeden Augenblick mußte ihnen Mary begegnen, ihn dann als Gabrieles Begleiter sehen — o, was mußte sie denken! Und richtig, da sah er sie von weitem in ihrem rosafarbenen Kleide kommen, das er so sehr an ihr liebte. Seine Augen spähten vorwärts — jetzt mußte sie ihn erblicken; ein Freudenstrahl huschte bei seinem Anblick über ihr Gesicht, um gleich darauf einem Ausdruck erschreckten Erstaunens Platz zu machen, ihn als Begleiter einer Dame zu sehen. Sie gingen aneinander vorüber — Mary grüßte Gabriele, was diese kaum mit einem Kopfnicken erwiderte; Wolf faßte schnell an die Mütze.

„Sie kannten diese Dame?" fragte er.

„Dame?" gab Gabriele etwas spöttisch zurück. „Dame? Eine Putzmacherin ist's in dem Hutgeschäft von Frau Gündel. Sie hat entschieden etwas Geschmack im Garnieren; ich lasse mich stets von ihr bedienen. Das ist die ganze Bekanntschaft. Die Leute glauben dann, wenn man ihnen begegnet, grüßen zu müssen."

„Für eine Verkäuferin hätte ich sie nicht gehalten," meinte Wolf, um etwas zu sagen.

„Ja, sie ist ganz hübsch; das besticht ja die Männer immer. Auf der Straße und im Geschäft sieht sie ganz bescheiden und fein aus und doch taugt sie nicht viel. Dinge werden von ihr erzählt, na — ich sollte übrigens meinen, auch Sie kennen diese Person, Herr von Wolfsburg?" fügte sie lauernd hinzu. „Sprachen Sie nicht neulich mit ihr, als der „Zigeunerbaron" gegeben wurde, im Theater?"

„Da irren Sie sich bestimmt, meine Gnädige," sagte Wolf kühl, seine Erregung mit Mühe bemeisternd. Sollte der flüchtige Gruß, den er mit Mary so im Vorübergehen damals im Theater gewechselt hatte, nicht unbemerkt geblieben sein?

„Dann ist's eben ein anderer gewesen," versetzte Gabriele anscheinend gleichgültig. „Die Person war es bestimmt, und mit einem Offizier hat sie gesprochen, das weiß ich genau. Ich glaubte, Sie seien es! — Solche Mädchen haben ein weites Herz!"

„Ah," fuhr da Wolf auf. Ihn überlief es siedendheiß, als er in solcher Weise von seiner Mary sprechen hörte; jedoch bezwang er sich, als er Ellas erstauntem Blick begegnete. Die durfte ja am allerwenigsten ahnen, daß —

„Mich setzt in Erstaunen," sagte er darum, sich zu einem Lächeln zwingend, „daß Sie, gnädiges Fräulein, an dem Leben einer unbedeutenden Verkäuferin so viel Interesse haben —"

„Aber ich bitte Sie, Herr von Wolfsburg, es ist doch gerade interessant, so etwas zu wissen — man sieht doch auch gern mal hinter die Kulissen und möchte gern aus jenen Kreisen etwas wissen — muß sehr amüsant sein. Leutnant Brenner macht manchmal Andeutungen —"

„— und was für welche?"

„— o das sage ich nicht, habe versprochen, zu schweigen — nur das eine, „Stille Wasser sind tief," lächelte Gabriele boshaft.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein; Sie sprechen in Rätseln," entgegnete er kühl. — — „Zu meinem Bedauern muß ich mich jetzt verabschieden."

„Schade," meinte sie, stehen bleibend. „Aber nicht wahr, Sie kommen bald einmal — Sie müssen doch Ihr Gutachten über mein Pferd abgeben — und einen recht flotten Namen möchte ich dafür haben — können Sie mir nicht helfen?"

„Augenblicklich fällt mir kein aparter und doch für ein Damenpferd passender Name ein. Ich werde nachsinnen und Ihnen dann einige aufschreiben!"

„Ach ja, bitte —" rief sie freudig aus. „Kommen Sie doch morgen vormittag und frühstücken Sie bei uns, bitte!"

„Ob es wegen des Dienstes gehen wird? Ich weiß noch nicht; es gibt jetzt viel zu tun," entgegnete Wolf nachdenkend.

„Machen Sie es nur möglich! Leutnant Brenner kommt doch so oft!"

„Ich werde sehen! Einstweilen bitte ich um eine Empfehlung an den Herrn Papa. — Auf Wiedersehen, mein gnädiges Fräulein." Flüchtig führte er die dargereichte Hand an die Lippen und entfernte sich.

Stolz ging Gabriele weiter mit einem Lächeln befriedigter Eitelkeit um den vollen Mund; sie war von so und so vielen mit dem schönen Wolfsburg gesehen worden — und sie wußte, daß daran gleich Vermutungen geknüpft wurden. Wie sie ihn liebte — sie mußte Frau von Wolfsburg werden, koste es, was es wolle! Wenn er doch recht viele Schulden hätte — aber er war ja so unheimlich solide — wie nett wäre es da, wenn sie ihn mit ihren Millionen beglücken könnte! — Für heute war sie befriedigt, hatte sie ihn doch gesehen und gesprochen — morgen kam er zum Frühstück, und wer weiß, wie lange es noch dauerte, dann hatte sie ihr Ziel erreicht. Sie liebte den jungen eleganten Offizier mit jener hartnäckigen Liebe, die eigensinnige Kinder für etwas haben, das sie nicht bekommen können oder das ihnen nur sehr schwer erreichbar ist! Und an seiner Seite würde sie sicher eine Stellung einnehmen, ganz verschieden von ihrer jetzigen in der Gesellschaft. Wolfsburg war sehr angesehen und beliebt, Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, dabei schön und klug — und so unbeschreiblich vornehm. Sie sann nach, wie sie es wohl fertig bringen könnte, ihn an sich zu fesseln. Er sollte eine kleine Liaison haben, wie Leutnant Brenner ihr angedeutet hatte — doch die hat schließlich jeder junge Mann — was tat das! Wenn sie nur wüßte, wer —? Sie hatte seit jenem Theaterabend auf Mary Winters einen Verdacht — o, sie hatte scharfe Augen; sie wußte genau, daß er mit ihr, wenn auch nur ganz flüchtig, gesprochen hatte, mochte er auch leugnen — vielleicht war dies der Anfang gewesen! Na, gleichviel — das wollte sie schon erfahren und mußte es erfahren. Darum machte sie sich keine Sorge! Mit Geld schafft man alles; davon hatte sie genug — — und er hatte nichts! Wenn er nur spielte, vielleicht könnte er mal dazu animiert werden — — und sie zerbrach sich den Kopf, wie sie ihn wohl am sichersten fangen könnte! —

In minder befriedigter Stimmung war Wolf. Was mußte Mary denken! Aber wenn er ihr die Sachlage klar machte, mußte sie einsehen, daß er Rücksichten zu nehmen hatte — sie war ja ein vernünftiges Mädchen! Unerhört, wie Gabriele, die ihr, was Reinheit und Lauterkeit des Empfindens anbetraf, weit nachstand, wegwerfend von ihr gesprochen hatte — Gabriele mit ihrer seichten Oberflächlichkeit und Frivolität! — Sollte trotz aller Heimlichkeit doch etwas von ihren Zusammenkünften in die Oeffentlichkeit gedrungen sein? Es war wirklich besser, wenn sie aus der Stadt ging. Aber wie sollte er ohne sie weiter leben? Und sie konnte ja vor dem fünfzehnten Juli ihre Stellung nicht aufgeben. Wohin dann mit ihr? Dachte er an seine Familie, krampfte sich ihm das Herz voll Bitterkeit zusammen; sein Vater schrieb nicht, für den existierte er überhaupt nicht mehr; nur Edwin, der flotte, lustige Bruder, gedachte zuweilen seiner mit einigen Zeilen. Und Wolf hatte so viel Sinn für Familienleben — und nun er ein Weib lieben gelernt, da stellten sich seiner Vereinigung mit demselben so große Schwierigkeiten entgegen. Er hatte nur ein kleines Vermögen; aber er stand ja dicht vor dem Hauptmann, da wäre die Sache nicht so schlimm gewesen — jedoch Mary — er wußte von ihr so wenig; seit jenem Abend hatten sie nicht wieder davon gesprochen. Zartfühlend, wie er war, hatte er niemals wieder eine Frage nach ihrer Vergangenheit getan. Eine Abenteuerin war sie nicht — konnte sie nicht sein, dazu war sie zu unschuldig und harmlos — an

ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, wäre Sünde gewesen — diese Augen und Lippen konnten nicht lügen — mochte Strachwitz sagen, was er wollte! Im Geiste trat ihr süßes Antlitz vor sein Auge, und heiße Sehnsucht packte ihn, in ihren Armen alle Unruhe, alle quälenden Gedanken zu vergessen. — Aber er mußte sich bis morgen abend gedulden, was ihm eine Ewigkeit schien. Was sollte das erst werden, wenn sie gänzlich voneinander getrennt waren? — Was hatte die Liebe für eine Macht über ihn erlangt — — das hätte er nimmer gedacht! Alles andere war ihm gleichgültig geworden — was fragte er jetzt nach Auszeichnungen und Anerkennungen! — so ganz erfüllte ihn sein Lieb! Manchmal überfiel ihn eine unsinnige Angst, sie könnte ihm entrissen werden — — oder untreu werden; der Gedanke drückte ihm dann das Herz ab, und er fand erst wieder Ruhe in ihrer Gegenwart, die ihn beseligte, ihn berauschte. — —

(Fortsetzung folgt.)

Zum Tage von Briare.

14. Januar 1871.

In dieser großen Handelsstadt strömte die wütende Volksmasse tausendweise zusammen, und drohte uns zu lynchen. Wir wurden in eine Kaserne gesteckt und hatten jetzt doch wenigstens einen besseren Aufenthalt, als in den maisons de prison. Morgens mußten wir den französischen Unflat auf den Gängen wegräumen. Dieses war eine noble Arbeit. Elsässer Soldaten, welche sich mit einem Unteroffizier zankten, riefen uns zu: „Sie wären froh, daß sie nun halb deutsch würden.“ (Einst und jetzt, vergl. Zabern!)

Ueberall, wohin wir kamen, wurden Pferde zugeritten, Geschütze probiert und exerziert, es war ein gewaltiges Rüsten. Von Bordeaux ging es mit dem Dampfschiff nach Blaye (Festung am rechten Ufer der Gironde, Ausmündung der Garonne in das Meer). Auf der Fahrt erboste sich voll Ingrimm eine Frau, geborene Deutsche aus Köln, gegen ihr eigenes Vaterland, insbesondere den König Wilhelm, so auch ein Zuave aus Görlitz in Schlesien. Ein Soldat aber aus Flandern, welcher so gut deutsch sprach wie wir, nahm uns gegen alle boshaften Zudringlichkeiten der Mitreisenden in Schutz. Unter letzteren sah man viele Marktweiber, starke knochige Frauen mit bräunlicher Gesichtsfarbe.

In der Festung Blaye fanden wir noch viele von unseren Schicksalsgenossen von allen Waffengattungen vor. Unser Lager war hier auch in erster Zeit der blanke Fußboden, später bekamen wir Stroh. Die Nahrung war gemäß dem Sprichwort: zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig. Sonst wurden wir gut behandelt, auch erhielten wir Tabakskarten, die gewöhnlich gegen Brot mit den Soldaten der garde mobile ausgetauscht wurden. Mit den Soldaten kamen wir sehr gut überein. Der Kommandant, ein auf Ehrenwort frei gelassener, gefangener Offizier, war bei uns allen hochgeachtet, Arras, ein Israelit aus Elsaß, (das rote Männchen) war sein Bursche. Ein sehr reicher blauer Husar aus Homburg vor der Höhe war sein ständiger Begleiter. Wir (die Mitgefangenen von Briare) waren hier die einzigen von allen, die noch ihre Tornister und Feldkessel hatten, die Messer und Gabeln waren uns in Nevers abgenommen worden. Die übrigen Gegenstände, auch das Geld, durften wir behalten.

Ein Buch mit goldverzierter Einbanddecke nebst goldener Zuschlagklappe, betitelt: „Histoire de Russie et Tartarik“, das ich u. a. in dem Nebenbau eines brennenden Schlosses in der Schlacht von Orléans vorfand, und das mich infolge Einsturzes des Dachstuhles beinahe das Leben gekostet hätte, ließ ich als Geschenk im Lazarett von Briare zurück, obschon ich es gerne als Andenken mit in die Heimat genommen hätte.

Eine Wirtschaft (cantine) befand sich in dem Fort, wo man gedörrte Heringe und dergl., auch guten Rotwein, das halbe Liter zu vier sous (gerade die tägliche Löhnung des französischen Soldaten noch heute), haben konnte. Unsere Zeit verbrachten wir damit, die vielen vorbeisegelnden Handelsschiffe zu betrachten, dann das Schauspiel der Ebbe und Flut zu bewundern, und im übrigen mit allerlei Kinderspielen. Für sonstige Kurzweil sorgten: Wilhelm, ein Landwehrmann, Rosenkranz, ein schlesischer Kürassier, und Fränzel, ein Sattler, später erblindet, in Haingründau bei Büdingen, wo er sich häuslich niedergelassen, gestorben.“

An diesen Bericht schließt sich eine „poetische Darstellung“ des bisher Erlebten, die die Ueberschrift trägt: „Die Kranken in Briare“, und deren erste Strophen also lauten:

„Am fernen Loirestrome,
Zu Briare im Spital,
Da lagen von Hessens Kriegern
Wohl dreizehn an der Zahl.

Die Uns'ren mußten weichen
Aus diesem schlimmen Ort,
Doch ach, wir armen Kranken,
Wir konnten doch nicht fort.“

usw., im ganzen 28 Strophen.

Ein weiteres Gedicht: „Die Gefangenen von Fort Blay“ mit 14 Strophen beginnt:

„In Blaye an der Garonne,
Nicht weit vom großen Meer,
Saß eine Schar gefangen
Vom deutschen Kriegesheer.

Sie lebten dort recht munter,
Des Tags gab's zweimal Supp,
Das Fleisch war kaum zu fassen,
Auch gab's ein halbes Brut (Brot).“ usw.

„Der erste März brachte uns die Freiheit wieder. Die erste Kunde brachte uns der blaue Husar. Der Abschied von den französischen Soldaten war ein herzlicher. Alles war froh. Unser Auszug aus der Stadt glich einer großen Freudenfeier. Alle Glocken läuteten, weiß gekleidete Mädchen bildeten Spalier, und noch lange nach der Abfahrt winkten sie mit weißen Tüchern und Fahnen. In Bordeaux kamen wir von dem Dampfboot auf die Eisenbahn. In rasender Eile durchsauste dieselbe die Nacht; noch immer vernahm man das Tönen der Glocken. Am folgenden Tag langten wir an der Scheidungslinie an. Der französische Kommandant hielt eine Rede, worin er uns für das gute Betragen dankte, indem wir bewiesen hätten, daß wir auch in der Gefangenschaft der siegreichen deutschen Armee würdig gewesen wären. Ein Elsässer war Dolmetscher. Die Soldaten reichten uns unter Tränen die Hände; sie empfingen von uns noch viele Tabakskarten, worüber sie sich sehr freuten. Wir fuhren alsdann mit der Bahn bis zur Loire weiter, wo eine Notbrücke errichtet war. Als der Bahnzug auf der Brücke war, wurde das Erreichen des jenseitigen (rechten) Loireufers durch die schwankenden Bewegungen der Wagen sehr erschwert und dauerte es längere Zeit, bis die Ueberfahrt gelang. Wir waren nun in Tours. Offiziere geleiteten uns in die Kaserne, aber niemand wußte etwas von Frieden. (Am 26. Februar mitternachts war der Waffenstillstand abgelaufen, der bis zum 12. März verlängert wurde, nachdem am 26. Februar die Friedenspräliminarien zu Versailles abgeschlossen und am 27. zur allgemeinen Kenntnis gebracht waren.)

Von Tours ging der Marsch zu Fuß am nächsten Morgen weiter nach Château Renault, wo unser Regiment lag.“ (Vom 25. Februar bis zum 5. März verblieb das Regiment hier, woselbst am 2. März 2 Unteroffiziere, 28 Mann, darunter auch Joh. May, aus der Gefangenschaft eintrafen. Achtzehn waren davon dem Feind am 2. und 14. Januar krank in den Lazaretten zu Briare und Gien in die Hände gefallen. Regiments-Gesch. Inf.-Regts. Kaiser Wilhelm.) May schreibt zum Schluß: „Bei unserer Ankunft in Château Renault wußte man noch nichts von Frieden. Ich kam wieder zur Kompagnie, aber wie staunte sie! Ich wurde längst für tot gehalten. Es ging das Gerücht, die Franzosen hätten mich erschossen. Eine unaussprechliche Freude erfolgte auf unsere Ankunft. Die feierlichen Glockentöne durchdrangen auch hier fortwährend die Stille der Nacht. Im frohen Zusammensein verbrachten die Bürger mit den Soldaten den Abend. Wer den Wein bezahlen sollte, darnach fragte niemand, der Born spendete umsonst; der Krieg hatte aufgehört.“ — — — —

Das Rätsel der Verschollenheit.

Von Peter Hamecher.

Die Menschheit liebt das Wunder. Sie liebt das Geheimnisvolle, Abenteuerliche, das die Phantasie aufreizt und dem schweifenden romantischen Hang des Gemütes Nahrung gibt. Die Welt der Tatsachen ist ihr lange nicht in demselben Maße Wahrheit wie die Welt der Legenden, trotz allem Rationalismus. Die schale Wirklichkeit genügt nicht dem träumenden, dichtenden Volksgeiste. Er muß die Tatsachen umgestalten, ins Uebernatürliche steigern, und erst, wenn sie ganz von der Luft des Wunderbaren und Außerordentlichen umweht sind, erfüllen sie sich ihm mit eigentümlichem Leben. Indem sich das reale Ereignis zum Phantasieerlebnis wandelt, wächst es ihm zusammen mit ausschlaggebenden Elementen seines innersten Vorstellungskreises und wird ihm so zur Wahrheit jenseits aller tatsächlichen Kausalität, zur erlebten geistigen Wahrheit, auf die der Glaube sich unerschütterlich aufbaut.

Wesentlich ein Phantasieerlebnis sind für die Menschheit auch jene Männer des Rätsels, die des öfteren in der Geschichte auftauchen und sich für hohe Persönlichkeiten ausgeben, die vor Zeiten im Dämmer der Verschollenheit verschwanden, und nun, nach weiten Irrfahrten und ungeheuren Leiden, plötzlich wieder ans Licht kommen, um verjährte Ansprüche geltend zu machen. Solcher Gestalten bemächtigt sich die Einbildungskraft des Volkes mit Vorliebe. Wenn je, so ist sie hier bereit, die Tatsache mit dem blühenden Gerank der Legende zu umgeben, so daß alsbald Phantasietrug und historische Wahrheit nicht mehr zu scheiden sind. Der Reiz des Fernen, Rätselhaften und das Mitleid mit dem dunklen Heldentum des Leidens schaffen eine Atmosphäre um diese Persönlichkeiten, die sie ganz aus der Wirklichkeit hinaushebt, und sie mit einer Dämmerung des Seltsamen, Abenteuerlichen umgibt, durch die der Tagblick der Forschung kaum hindurch kann.

Gewöhnlich tauchen solche Prätendenten in einer Zeit auf, deren gestörtes Gleichgewicht eine fieberhafte Erregung in den Gemütern

erzeugt hat, die allem Außerordentlichen Tür und Tor öffnet; die das Unmögliche als das Allermöglichste erscheinen läßt. Der Wirrwarr der Gegenwart hat vielleicht das Bild dessen, der ging, in der Erinnerung mit besonderem Glanze verklärt, und die Hoffnung auf das Erscheinen eines Retters hat dem angeblich Wiederkehrenden den Weg bereitet, auf dem ihm die Herzen entgegenfliegen. Vielleicht ist der Prätendent nur ein Betrüger oder der Vorgeschobene einer politischen Partei. Aber die entzündete Einbildungskraft trägt ihn empor, verwirrt ihn auch wohl selber, und der Betrug wächst über sich hinaus, oft genug bis zur Tragödie. Wie sehr aber solche Gestalten die Phantasie des Volkes beschäftigen, zeigt sich darin, daß manches von ihnen noch in der Erinnerung fortlebt und gar von Dichtern in die Unsterblichkeit empor gehoben wurde. Die Geschichte ist voll von solchen Männern, um die das Halbdunkel des Geheimnisses lagert. Am häufigsten treten sie wohl in Zeiten auf, denen das historische Denken noch nicht aufgegangen ist. Aber der Fall Naundorf, der neulich wieder in den Zeitungen erörtert wurde, steht unserer Epoche noch nahe genug, und es wäre nicht undenkbar, daß auch heute noch ein falscher Ludwig II. bei den Bauern des bayerischen Hochgebirges Glauben fände, oder daß ein heimgekehrter Johann Orth für eine Weile die Welt in Spannung erhielte. Es genügt, daß die Phantasie stark genug durch das Rätsel des Verschwindens oder sonstige seltsame Ereignisse, an die der Glauben Heischende anknüpft, in Tätigkeit gehalten worden ist, um ihm Anhänger zu werben. Das Phantasiebedürfnis des Volkes lauert stets auf seltsame Abenteuer, und der romantische Wundergeist stirbt nie aus. Der irrende Odysseus, Robinson Crusoe auf seinem Felseneiland, Kaspar Hauser sind Helden, die die Menschheit ewig liebt.

Einer der ersten Prätendenten, die die Geschichte kennt, ist der falsche Nero. Am 9. Juni 68 sollte der römische Kaiser sich getötet haben. Aber das Gerücht sagte anders: Nero habe sich durch die Flucht gerettet, und eines Tages kam von der Insel Delos die Kunde, Nero sei wieder erschienen. Dieser falsche Nero fand Zulauf und beunruhigte eine Weile das Reich, doch wurde er schließlich gefangen genommen. Seine Rolle aber spielte er bis zum Schlusse. Selbst im Sterben blieb er Nero: er stürzte sich, um der Gefangenschaft zu entgehen, wie es vom Kaiser selber erzählt wurde, in sein Schwert. Nachdem traten noch andere Neronen auf. Sie waren Betrüger. Das Rätsel des ersten Nero aber ist nicht gelöst worden. Tragisch ist die Geschichte jenes Mannes, der sich für den Grafen Balduin IX. von Flandern ausgab. Balduin hatte im April 1204 Konstantinopel miterobert und war dann in die Gefangenschaft der Bulgaren geraten. 20 Jahre war er verschollen. Seine Tochter hatte inzwischen die Herrschaft an sich genommen. Da hieß es, der Graf sei zurückgekehrt. Was der Greis, der sich für Balduin ausgab, vorzubringen wußte, sprach für ihn. Nur seine Tochter wollte sich nicht überzeugen lassen. Schließlich ließ die Gräfin den alten Mann fangen, foltern und hängen. Aber unter dem Gerüst machte dieser eine Aussage über Dinge, die nur die Gräfin wissen konnte. Als sie davon hörte, brach sie nach der Legende mit dem Ausruf: „Er war doch mein Vater!" zusammen. Ein Hospital, das sie später bauen ließ, zeigte neben dem gräflichen Wappen überall den Galgen.

Bekannt durch Willibald Alexis Roman ist der falsche Waldemar, der Anspruch auf den Thron von Brandenburg machte. 29 Jahre nach des Markgrafen Waldemar angeblichem Tode erschien vor dem Bischof von Magdeburg ein Mann und behauptete: damals sei in Chorin eine falsche Leiche beigesetzt worden. Er, der Markgraf, sei nach dem heiligen Lande gepilgert und nun zurückgekehrt, um die schlaff am Boden schleppenden Zügel der Herrschaft wieder an sich zu nehmen. Der Prätendent fand eine Zeitlang bei Volk und Fürsten Unterstützung, wurde aber später vom Nürnberger Reichstag für einen Betrüger erklärt. Dann verschwand er wieder im Dunkel. Er soll eine Kreatur des askanischen Hauses gewesen sein; ein Müllerburschе Jakob Rehbock aus Anhalt, der dem Markgrafen früher als Knappe gedient. Weniger deutlich als diese Gestalt sind der falsche Friedrich II., der gegen Rudolf von Habsburg Truppen sammelte, und die falschen Sebastiane von Portugal. Ein offenkundiger Betrüger aber war der Schifferssohn Perkin Warbek aus Tournai in Flandern, der eine Weile England in Aufregung versetzte, später aber, nach mehreren unglücklichen Aufständen, am Galgen endete. Er gab sich für den Sohn Eduards IV., Richard von York, aus, den sein Onkel Richard III. zusammen mit seinem Bruder hatte im Tower umbringen lassen, „der ärgste Greuel jämmerlichen Mords, den jemals noch dies Land verschuldet hat", wie es bei Shakespeare heißt. Warbek war zunächst das Werkzeug irischer Verschwörer und fand hernach Unterstützung bei der Schwester Eduards IV. und dem deutschen Kaiser Maximilian. Doch dauerte seine Herrlichkeit nur sieben Jahre, bis 1499. An die Dramatisierung der Warbekgeschichte dachte Schiller, bevor er die Gestalt des russischen Prätendenten, Demetrius, ergriff. Dieser angebliche Sohn Iwans des Schrecklichen ist ganz vom Geheimnis umhüllt. Er selber scheint an sich geglaubt zu haben, ein Opfer der Suggestionen der Zarenwitwe Marfa, die sich an Boris Godunow rächen wollte.

Ganz rührend und licht verklärt sind zwei Jünglingsgestalten, die noch in unsere Zeit hinüberragen: Ludwig XVI. Sohn, der im Tempel zu Tode gequält wurde, und Kaspar Hauser, der badische Prätendent, dem Verlaine ein wundersames Gedicht und Jakob Wassermann seinen schönsten Roman widmeten. Am 8. Juni 1795 sollte Ludwig XVII. gestorben sein. Aber während des Konsulats lief schon das Gerücht um, man habe den Thronerben heimlich beiseite geschafft und eine untergeschobene Leiche beerdigt. Mancherlei Abenteurer griffen dieses Gerede auf, und der falschen Ludwige sind nicht wenige, die aus den Vermutungen Nutzen zu ziehen suchten. Von einem erzählt der Demamogenverräter Wit von Dörring in jenen Kapiteln seines Lebensromans, in denen er von seinen italienischen Gefängniserlebnissen berichtet. Nicht unbegründet erscheinen aber einzig die Ansprüche des Spandauer Uhrmachers Karl Wilhelm Naundorff, dessen Nachkommen jüngst vom französischen Gericht die Erlaubnis erteilt wurde, den Namen Bourbon zu führen. Naundorff kämpfte bis zum Tode für die Anerkennung seiner beanspruchten Rechte, und sein Sohn setzte später diesen Kampf fort. Ueberraschend soll die Aehnlichkeit Naundorffs mit den Bourbonen gewesen sein.

Von all diesen Fällen der rätselhafteste ist jedoch der Fall Kaspar Hauser, und keiner hat auch die Welt stärker in Atem gehalten. Die romantische Richtung der Zeit um 1830 fand in diesem Schicksal genug des Seltsamen, um ihrem Trieb zum Geheimnisvollen daran genüge tun zu können. Ein Knabe, der nichts von der ganzen Welt weiß; der keines Wortes der Sprache mächtig ist und nicht der primitivsten Handgriffe, taucht eines Tages in den Straßen Nürnbergs auf. Der Orientalist Daumer und der Kriminalist Feuerbach nehmen sich seiner an, und wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde von dem Jüngling, der ein Leben lang in einem unterirdischen Verließ eingesperrt gewesen, durch die Welt. Bald ist dieser Fremdling aus Nirgendheim das Kind Europas. Gerüchte schwirren und verdichten sich zu Anschuldigungen gegen ein Fürstenhaus. Kaspar soll ein badischer Prinz sein, den die morganatische Gattin des alten Fürsten beiseite geschafft, um ihre Kinder zur Regierung zu bringen. Und wie Kaspars Eintritt in die Welt von Dunkel umhüllt ist, so auch sein Austritt aus ihr. Ein meuchlerischer Dolch traf ihn am 14. Dezember 1833 im Park von Ansbach ins Herz, nachdem ein früherer Anschlag mißlungen war. Der Schleier des Rätsels, der Kaspar umgibt, ist nie gelüftet worden. Er ist eine Gestalt der Volksphantasie, und wenn man auch mit Akten käme: sie fänden keinen Glauben.

Die Liste der seltsamen Gestalten ist damit nicht erschöpft. Wer erinnert sich nicht der eisernen Maske? Oder sonstiger Geschichten rätselhafter Menschen? Wer dächte hier nicht an das Gerücht, das neulich von Oskar Wilde ging: auf dem Pariser Kirchhof ruhe eine fremde Leiche, während der Dichter noch in Italien lebe? Was wollen hier Akten, die mit „historischer Wahrheit" kommen? Wir stehen mit einem Fuße auf dem Boden der Träume, und Träume haben ihre eigene Gesetzlichkeit . . .

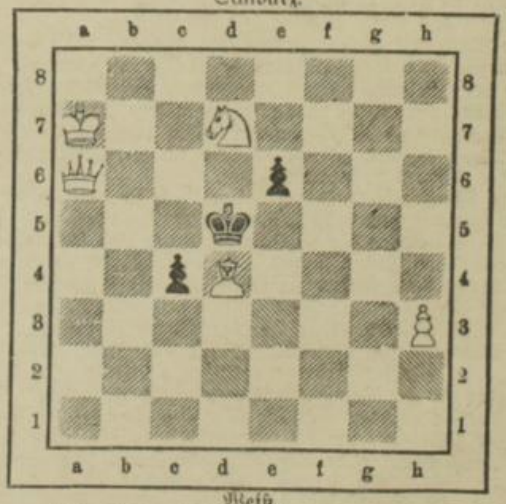
Humoristisches.

* Der beste Beweis. Luise: „Sie hat gar keinen Appetit, nicht wahr?" — Julia: „Ja, denke dir nur, sie hat nicht einmal Appetit auf das, was der Doktor ihr verboten hat!"

* Mißverstanden. „Warum ist Maude nur so böse auf den Photographen?" — „Ja, hinten auf ihrer Photographie fand sie den Vermerk: Das Original dieser Photographie wird sorgfältig konserviert."

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:
Reich ist, wer Freunde hat.

Redaktion: K. Neurath. — Rotationsdruck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei, R. Lange, Gießen.